

»Denn das ist dem Herrn ein Gräuel« – Eine religiöse Trans-Biographie

Annette Gernberg (Pseudonym)

»Gott sieht alles«, mahnte meine Mutter, »Gott sieht alles!« Von da ab stellte ich mir Gott als ein Wesen vor, das rundum nur aus Augen bestand und gnadenlos alles durchleuchtete, was ich insgeheim tat, fühlte und dachte. Und was für eine abscheuliche Monstrosität es für diesen Gott bei mir zu sehen gab! Etwas, das ich vor allen Menschen panisch verbarg, etwas, das mir als zutiefst verwerflich erschien und von dem es – wie ich noch lernen sollte – in der Bibel heißt »Das ist dem Herrn ein Gräuel«. Ja, ich war dem Herrn ein Gräuel. Und vor seinen missbilligenden Blicken gab es kein Entrinnen. Wenigstens hörten irgendwann die abendlichen Gebete beim Zubettgehen auf: »Ich bin klein, mein Herz ist rein ...«. Das hätte ich nämlich längst nicht mehr guten Gewissens beten können, denn ich war mir sicher, schuldig, verdorben, verworfen und verdammungswürdig zu sein. Dem Herrn ein Gräuel.

Meine Schuld war es eigentlich nur, das zu sein, was man heute ein Transkid nennt. Aber das wusste ich natürlich nicht. Woher auch? Dafür gab es ja noch nicht einmal ein Wort. Und im christlichen Glauben waren Wesen wie ich, wenn überhaupt, nur als verdammungswürdige und auszumerzende Sünde vorgesehen. Transkids waren damals – in den 1960/70er Jahren – im wahrsten Sinne des Wortes von Gott und den Menschen verlassen. So auch ich. Es war absolut undenkbar, auch nur irgendjemandem mitzuteilen, was in mir vor sich ging. Meine Eltern hätten mich sofort ins sogenannte Irrenhaus gesteckt, vor dem alle Angst hatten, und wahrscheinlich mit den fürchterlichsten Therapien aus dem damaligen psychiatrischen Schreckensarsenal behandeln lassen, um mir meine geschlechtliche Irritation auszutreiben. Der Ortspastor und seine Katechetin luden auch nicht gerade dazu ein, sich ihnen anzuvertrauen. Wie ihre kriegs- und krisengestählten Vorgängergenerationen sahen sie ihre Aufgabe darin erschöpft, durch ständiges Repetieren unseren Kinderhirnen Luthers Katechismen, das Apostolische Glaubensbekenntnis und Gesangbuchlieder einzupfropfen. Da hatten die absonderlichen Sorgen eines Transkids, das überhaupt nicht wusste, was mit ihm los ist, ganz gewiss keinen Platz.

So musste ich alleine damit umgehen, dass ich schon früh keinen rechten Bezug zu meinem Körper hatte, dass ich die üblichen Jungenspiele und das männliche Agieren hasste und dass ich mir in ständiger Angst vor Entdeckung bei jeder Gelegenheit zwanghaft Sachen anzog, die ich nicht anziehen durfte. Als dann die Pubertät einsetzte, wurde es noch schlimmer: Ich war völlig verstört ob des abstoßenden Eigenlebens, das mein vorfindlicher Körper zu entwickeln begann,

und nicht minder irritiert, dass ich Mädchen nicht wie vorgesehen anziehend fand, sondern selbst so aussehen wollte. Das Aufklärungsbuch, das mir meine Mutter kommentarlos in die Hand drückte, sagte mir absolut nichts. Ebenso wenig wie der Sexualekundeunterricht, zu dem der progressive Religionslehrer den Religionsunterricht umfunktionierte. Stattdessen schlug bei mir wie ein Blitz eine Illustrierte ein, in der es um Menschen ging, die sich selbst Hormonspritzen setzten, Brüste bekamen und sich in Casablanca zu Frauen umoperieren ließen. Das Heft versteckte ich sorgsam unter meinem Bett, denn ich wusste: Das geht mich an, das will ich auch! Ich schaffte es zwar, nach außen hin ordnungsgemäß zu funktionieren, innerlich wurde ich aber immer verzweifelter. Nichts war bei mir, wie es zu sein hatte. Alles war falsch, ich war falsch, ich tickte nicht mehr ganz richtig! Und das musste dringend aufhören.

Mit 16 wurde ich dann auch äußerlich auffällig. Aber nicht etwa deshalb, weil ich das getan hätte, was ich mir ständig vorstellte, nämlich als Mädchen in die Schule zu gehen, woran überhaupt nicht zu denken war, sondern weil ich meine Rettung in der Religion suchte und in kürzester Zeit zu einem bleichen, frommen Zombie mutierte. In meiner abgrundtiefen Verunsicherung war ich das perfekte Zielobjekt einer freikirchlichen Schülerbibelgruppe, die mich zum Besuch einer missionarischen Evangelisationsveranstaltung überredete. Dort, wo nicht die vertraute landeskirchliche Ödnis herrschte, hatte ich eine Art Bekehrungserlebnis. Emotional überwältigt bildete ich mir für einen Moment ein, nun habe Gott mich geheilt. Eine Woche später verpasste ich dann leider die erste von zwei Gelegenheiten, die mich von meiner verhängnisvollen ›Bekehrung‹ noch hätten abbringen können: Ein schwuler Mitschüler, der wohl schon länger gemerkt hatte, dass mit mir etwas nicht stimmte, verstrickte mich in ein längeres Gespräch, in dem ich fast in Tränen ausgebrochen wäre und erzählt hätte, was in mir vor sich ging. Ich wusste aber, wenn ich jetzt den Mund aufmachte, gäbe es kein Halten mehr und ich würde ihn darum bitten, mich als Mädchen zu seinen Tanzpartys mitzunehmen, wo ich hoffte, akzeptiert zu werden und ich selbst sein zu können. Also blieb ich still und ließ mich von der Bibelgruppe wieder einfangen.

Von diesem Tag an war jeder Gedanke an meine weiblichen Anwandlungen tabu. Jede Regung in diese Richtung unterdrückte ich radikal. Dass ich nachts nun dauernd davon träumte, spornte mich erst recht an, mit Gottes Hilfe gegen meine verabscheuungswürdige Abartigkeit anzukämpfen. Und dann verpasste ich auch noch die zweite Gelegenheit, dem beginnenden religiösen Irrsinn ein Ende zu setzen. Ein frommer Mitschüler landete in der Psychiatrie und ich sollte der Klinik erzählen, was in dieser sonderbaren Schülerbibelgruppe vor sich ging. Ich war in Panik aufgelöst. Einerseits hatte ich irrtümlich die Angst, die Ärzte würden uns religiös durchgeknallten Kids die Schuld an der Erkrankung des psychotischen Mitschülers geben, andererseits aber sehnte ich mich nach nichts mehr, als mit weiblicher Bekleidung zu den Ärzten zu gehen und mein Problem offenzulegen. Hätte ich es bloß getan! Meine spätere Therapeutin sagte mir nämlich, da hätte ich mal hingehen sollen, denn dies sei damals die einzige Klinik in ganz Deutschland gewesen, die auf Menschen wie mich spezialisiert war und mir hätte helfen können.

Stattdessen schickte ich jemand anderen aus der Gruppe, floh im Schockzustand aus dem freikirchlichen Dunstkreis und landete völlig aufgelöst im Gottesdienst einer zwar landeskirch-

lichen, aber evangelikalen Gemeinde. Und wie in derlei Kreisen üblich, wurde ich als Neuling nach dem Gottesdienst herzlichst begrüßt und umgehend in den sogenannten Montagskreis eingeladen. Das kam mir in meiner haltlosen Lage wie gerufen. In dieser Gemeinde fand ich dann das passende Korsett gegen mich selbst: Ein strammes Geflecht aus täglichen und wöchentlichen religiösen Verrichtungen, das mir keine Zeit ließ, um mich noch von meinem Problem versuchen zu lassen – von der »Stillen Zeit« mit Bibellese und Losung über die sogenannte Zweierschaft, bei der sich jeweils zwei Gemeindeglieder wöchentlich zum Austausch über ihr geistliches Leben trafen, den Montagskreis und Mitarbeit in der Jugendgruppe bis hin zu den Sonntagsgottesdiensten, Freizeiten und anderen illustren Veranstaltungen.

Ausgerechnet an diesem denkbar ungeeigneten Ort sprach ich nach Jahren eisernen und einsamen Schweigens erstmals vor einem anderen Menschen mein Problem aus, und zwar im Rahmen einer sogenannten Lebensübergabe, genauer in der Einzelbeichte, die in der Sakristei fleißig praktiziert wurde. In meinem speziellen Fall war das dann sogar wöchentlich erforderlich. Zu diesem für Protestanten eigentlich unüblichen Ritual hieß es, Luther habe doch gar nichts gegen die Beichte gehabt und sie auch nicht abgeschafft, das sei einfach so eingeschlafen, ganz ohne triftigen theologischen Grund. Hier aber wusste man die Sinnhaftigkeit dieser Einrichtung besser einzuschätzen. Und wenn der Pastor die Hände aufgelegt und die Absolution erteilt hatte, lächelte er stets besonders selig. Demgegenüber schien es ihn nicht zu irritieren, dass ich jede Woche dasselbe zu beichten hatte. Denn natürlich quälte dieses verdammte weibliche Wesen mich weiter. Erst recht sah der Pastor keine Notwendigkeit, außerhalb des Beichttritus auch nur mit einem einzigen Wort darauf einzugehen.

Da Gott mein Problem trotz emsigster religiöser Bemühungen immer noch nicht heilte, kam ich zur Überzeugung, es müsse noch andere, unentdeckte Sünden geben, die es dem Herrn unmöglich machten, mich zu heilen. Ich flüsterte zwar hundert Mal am Tag den triumphalen Wahlspruch der frommen Gemeinde »Jesus hat den Sieg!« vor mich hin, wenn mir meine geschlechtliche Irritation oder sonstige verbotene Dinge in den Sinn kamen, aber der Sieg blieb weiter aus. Folglich galt es, weiteres sündiges Fehlverhalten zu ermitteln, zu beichten und auszumerzen. Was ich dann in der Beichte von mir gab, grenzte immer mehr an Wahnsinn: Prophylaktisch beichtete ich Dinge, die ich weder gedacht, geschweige denn getan hatte, und brachte als Sünde am Ende selbst noch die Überschreitung der zulässigen Höchstgeschwindigkeit um ein oder zwei Stundenkilometer vor. Der Pastor nickte dazu bestätigend, ja, in der Tat, nach Römer 13 sei auch dies eine Sünde, erteilte die Absolution und lächelte selig.

Nach zwei Jahren ernster Gewissensforschung und Beichte sollte sich zu meinem Unglück wenigstens der zweite Teil meines früheren Kindheitsgebetes erfüllen, nachdem es mit dem ersten dank meines Daseins als Transkid ja nicht so recht geklappt hatte: »Ich bin klein, mein Herz ist rein ... soll niemand drin wohnen als Jesus allein«. Und tatsächlich, zu diesem Zeitpunkt gab es mich nicht mehr. Ich war weg. In mir wohnte nur noch Jesus. 24 Stunden am Tag Jesus, Jesus, Jesus – der Jesus, der doch den Sieg hatte, den ich aber durch meine Existenz täglich traurig machte und betrübte. Um es auf den Punkt zu bringen: Spätestens an meinem 18. Geburtstag war ich ein komplettes psychisches Wrack. Das ehemalige Transkid war zwar

immer noch trans, hatte jetzt aber obendrauf auch noch eine ekklesiogene Neurose, gegen die die eigentlich ursächliche Trans-Thematik für Jahre nur noch ein zweitrangiges Problem war.

Immerhin schickte mich der Pastor zum Studieren aus meiner Geburtsstadt weg. Ich zog so weit fort, wie es innerhalb Deutschlands nur ging. Selbst heute noch hasse ich meinen Herkunftsort, weil er an jeder Ecke traumatische Erinnerungen an meine verkorkste Zeit als Transkid und Transjugendliche weckt. Zum Beispiel an die Partys, auf denen ich Mädchen gut finden sollte, aber doch nur selbst eins sein wollte, während alle anderen bei bester Laune tanzten, Händchen hielten oder rumknutschten. Die einzigen beiden Mädchen, die ich entsprechend der mir zugedachten Rolle, aber ohne jedes echte Interesse fragte, ob sie mit mir »gehen« wollten, wie es damals hieß, beendeten die kuriose Sache schon nach ein paar ereignislosen Tagen, weil sie merkten, dass ich mit ihnen absolut nichts anzufangen wusste. Eine sagte mir noch erheitert, sie habe mich zuerst sowieso für ein etwas seltsames Mädchen gehalten. Wie recht sie hatte. Aber das konnte und durfte ja nicht sein.

Gegen meine Studienwahl Evangelische Theologie – was auch sonst nach dieser Vorgesichte – konnte der Pastor als landeskirchlicher Geistlicher nichts einwenden. Ein anderer führender Verantwortlicher hingegen gab mir noch mit auf den Weg, was er und andere Gemeindeglieder davon hielten: »Bei uns werden sie Christen und dann gehen die auf die Universitäten und werden versaut.« Damit mir das nicht auch passierte, führte ich das Leben am Studienort weiter wie bisher und kasernierte mich bis hin zur Unterkunft in einem großen evangelikalen Club, der sogar mit einigen landeskirchlichen Geistlichen bestückt war und mich jeden Tag auf Trab hielt. Es blieb bei dem allumfassenden Korsett, das mich vor der Begegnung mit mir selbst schützen sollte. Aus meiner kranken Sicht war mir eigentlich selbst dieser Verein noch zu lasch, da gab es im Gegensatz zu meiner Herkunftsgemeinde ja sogar noch ein paar Leute, die ihr Leben zu genießen schienen.

Während ich an der Universität trotz meiner anfänglichen evangelikalen Aversionen gegen die wissenschaftliche Theologie eine Eins nach der anderen hinlegte – ich hatte in meiner Gemeinde ja schließlich gelernt, dass wir wahren Christen stets die Besten sein müssten, und nach Wolfhart Pannenberg's Diktum von der alles bestimmenden Wirklichkeit Gottes meinte ich, Glaube und historisch-kritische Theologie könnten letztlich kein Widerspruch sein – ging ich notgedrungen weiter jede Woche zur Beichte. Und wieder saß da ein Seelsorger, der sich vier geschlagene Jahre lang immer dasselbe anhörte, ohne nach der Absolution auch nur ein einziges Wort dazu zu sagen. Zum Schluss schickte er mich aber zum Leiter des Vereins, weil ihm so langsam dümmerte, dass mit mir kein Stück voranzukommen war. Der Vereinschef, ein sensibler und trotz seines evangelikalen Glaubens ganz den Menschen zugewandter Mann, hörte sich mein Problem an und sagte zu meiner völligen Verblüffung, das sei ja gar keine Sünde, sondern ein Identitätsproblem.

Diese absolut richtige Erkenntnis kam leider zu spät. Kurz darauf brach ich zum ersten Mal zusammen. Ich musste andauernd scheinbar grundlos weinen und war nicht mehr dazu in der Lage, meinen Alltagsverrichtungen nachzukommen. Die Reaktionen im frommen Verein waren verheerend. Der Leiter der Studentengruppe, der wegen seiner früheren Tätigkeit in einer Kinder- und Jugendpsychiatrie als eine Art vereinsinterner Psychopapst galt, reagierte

hoch aggressiv und fauchte mich frustriert an: »Hier sind doch sowieso nur Psychowracks unterwegs und jetzt auch noch Du! Das hätte ich nie gedacht. Aber das eine sage ich Dir noch: Es ist in keinem anderen Namen Heil als in Jesus Christus!« Ähnlich hilfreich agierte die obere Seelsorgeetage, die ich in Tränen aufgelöst von einer Telefonzelle aus zu kontaktieren versuchte. Nach einer Ewigkeit wurde mir von dort schlussendlich erklärt, man könne leider nichts mehr für mich tun, da sei jetzt wohl doch mal ein Psychologe gefragt. Aber bloß kein unchristlicher, sonst würde ja mein Glauben zerstört, das ginge ja gar nicht, weswegen ich mich doch am besten in eine evangelikale Psychiatrie begeben solle.

Dermaßen im Stich gelassen, fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Wenn das deren einzige Sorge war, dann war wohl gar nicht ich das Problem, sondern dieser fromme Verein und diese Art Glaube, die dort vermittelt wurde und nicht nur mein junges Leben zerstörte. Noch heute erinnere ich mich daran, wie eine junge Lesbe unter Androhung des Vereinsausschlusses dazu gezwungen wurde, vor 500 Leuten reumütig zu bekennen, etwas mit einer anderen Lesbe angefangen zu haben – die ganze entwürdigende Zeremonie angetrieben und flankiert von den führenden männlichen religiösen Fanatikern. Nach dem Telefonat trat ich umgehend aus dem Verein aus. Obwohl ich wie Sektenaussteiger vor dem Nichts stand, ging es mir vom selben Tag an besser und ich konnte wieder halbwegs meinen Verpflichtungen nachkommen. Gerettet hat mich dann Tilmann Mosers »Gottesvergiftung«, ein Buch, das ich zu diesem Zeitpunkt selbst hätte schreiben können, vor allem aber eine Ärztin und Psychotherapeutin, die zwei Jahre brauchte, um mich dahin zu bringen, dass ich überhaupt wieder »ich« sagen konnte. Am Ende der Therapie war die ekklesiogene Neurose geheilt. Mein Trans-Sein selbstredend nicht.

Obwohl ich nicht mehr in der Lage dazu war, für mich persönlich noch weiter Religion zu praktizieren, entschied ich, das Theologiestudium zu Ende zu bringen. Ich war ohnehin nur geisteswissenschaftlich begabt und irgendein akademischer Blümchen-Abschluss hätte mich nicht zu einem praktikablen Beruf geführt. Außerdem hatte ich eine für mich faszinierende theologische Disziplin gefunden und wusste zwischen meinem früheren pathologischen Glauben und dem, was Kirche eigentlich ausmachen sollte, inzwischen sehr wohl zu unterscheiden. Obgleich das schon damals viele anders sahen, blieb auch meine Überzeugung bestehen, dass Kirche einen unverzichtbaren Dienst für die Gesellschaft leistet. Nicht zuletzt wollte ich nach dem Studium mit Menschen arbeiten, und diese Aussicht bot mir der Pfarrberuf, in dem es ja viele Einsatzmöglichkeiten gab. Ich studierte also weiter, hielt sogar einige Vertretungsgottesdienste, die bei der Gemeinde glänzend ankamen, und blieb in einem großen Kirchenchor aktiv, der schon zuvor in meinen evangelikalen Zeiten mein einziger Lichtblick gewesen war.

Nachdem ich wieder »ich« sagen konnte, stand natürlich das ungelöste Transproblem wieder vor der Tür. Die Schuldgefühle waren weg, aber ich wollte immer noch nichts davon wissen, wer oder was genau dieses »ich« eigentlich war. Im Gegensatz zu meinen sogenannten Seelsorgern, von denen niemand jemals auch nur ein einziges Wort des Bedauerns äußerte, hat sich meine erste Therapeutin bei mir später explizit dafür entschuldigt, dass sie die Tragweite meines Trans-Problems nicht richtig erkannt und alle dahingehenden, von mir gelegentlich eingestreuten Bemerkungen bagatellisiert hatte – obwohl sie mein tiefstes Problem instinktiv schon in der ersten Therapiesitzung gespürt hatte. Ich habe ihr trotzdem nie Vorwürfe gemacht:

Sie hat den Trümmerhaufen meiner Familiengeschichte und der ekklesiogenen Neurose, unter dem mein Trans-Problem weiter vor sich hinbrütete, restlos beiseite geräumt, und dafür bin ich ihr bis heute dankbar. Außerdem konnte und wollte ich an dieses Thema zu diesem Zeitpunkt selbst nicht heran – und erst recht nicht an das, was in meinem Fall daraus unvermeidlich folgen musste.

Stattdessen wollte ich nach all den elenden Jahren religiösen Irrsinns jetzt endlich einmal wie andere junge Leute auch einfach ganz normal und unbeschwert leben. Also versuchte ich, in dem mir zugedachten Geschlecht weiterzumachen, was partiell sogar gelang, über kurz oder lang aber in einem Fiasko enden musste. Und in dieses Fiasko zog ich jetzt auch noch einen anderen Menschen mit hinein, an dem ich zwar ungewollt, jetzt aber tatsächlich schuldig wurde. Im Wissen, dass ich die für mich vorgesehene Rolle nicht erfüllen konnte und an Frauen kein sexuelles Interesse hatte, ging ich eine Beziehung mit einer Frau ein, die aus demselben religiösen Stall kam wie ich und ebenfalls mit einem Riesenkrach ausgetreten war. Und wie auch sie lebte ich tatsächlich für einige Zeit auf, weil wir uns wirklich liebten und brauchten, auf andere eine ansteckende Ausstrahlung hatten und von einem großen und engen Freundeskreis umgeben waren. Durch dieses eigentlich schöne Leben machte mein Problem natürlich einen gründlichen Strich.

Schon bald konnte ich nicht mehr anders, als meinen inneren Druck herauszulassen, indem ich mich wieder weiblich anzog, zuerst nur zu Hause, dann nachts auch draußen und schließlich auch vor Freunden und jüngeren Verwandten. Für meine Partnerin war das in jeder Hinsicht schwierig, zumal ich zu einem Intimleben, wie sie es zurecht erwarten konnte, nicht imstande war. Aber sie akzeptierte es, weil sie mich nicht verlieren wollte. Was für jeden heterosexuellen Crossdresser ein Traum gewesen wäre, machte mich allerdings je länger je mehr nur noch unglücklicher. Denn ich wollte mich ja nicht nur weiblich kleiden oder eine weibliche Seite ausleben, was meine Partnerin noch hoffte, sondern selbst Frau sein. Damit begann ein für beide Seiten furchtbares Drama, an dessen Ende ich nach unserer von mir nur widerwillig und nicht ohne Druck ihrer evangelikalischen Eltern eingegangenen Ehe, die nach kurzer Zeit wegen Irrtums aufgehoben wurde, eine sogenannte Transwitwe hinterließ, wie frustrierte betroffene Partnerinnen es heute nennen.

Der Tag der Eheschließung – zelebriert mit hundert Gästen, unserem ebenso großen Kirchenchor, zu dem wir beide gehörten, gewaltigem Orgelprogramm und einem guten Freund als Pfarrer, der im Gegensatz zu vielen Hochzeitsgästen unfairerweise von nichts wusste – war für mich der schrecklichste Tag meines Lebens. Im selben Moment, in dem ich das von uns beim Traugespräch wohlweislich von »bis dass der Tod uns scheidet« in »für die Zeit, die uns gegeben ist« abgewandelte Eheversprechen aussprach, dachte ich nur: »Und diese Zeit ist jetzt vorbei«. Es war das traurige Finale eines völlig falschen Films, in dem ich mich wie eine fremdgesteuerte Marionette bewegte und zum letzten Mal den mir zugedachten Text abspulte. Es war keine Trauung, sondern die Beerdigung meines und unseres gemeinsamen bisherigen Lebens, das ich keinen einzigen Tag mehr so weiterleben konnte. Ein gut befreundetes Ehepaar – beide Ärzte – rief kurz danach an und teilte mir mit, dass sie eigentlich nicht zur Hochzeit hatten kommen

wollen. Als ich nach dem Grund fragte, sagte mir zum ersten Mal jemand die Wahrheit ins Gesicht: »Naja, Ihr hättet nie heiraten dürfen, Du bist doch transsexuell!«

Es folgte der zweite und endgültige Zusammenbruch. Ich magerte innerhalb von vier Wochen zwanzig Kilo ab, sah aus wie eine wandelnde Leiche und musste mir eingestehen, dass nach Seelsorge und Psychotherapie nun auch der dritte und letzte mögliche Versuch gescheitert war, mein Problem in den Griff zu bekommen, nämlich einfach ein normales Leben zu führen. Als meine Partnerin abends monatelang verzweifelt in ihrem Zimmer schluchzte, zerriss es mir mehr das Herz als mein eigenes Leid, während ich selbst heulend sämtliche Literatur über das Thema verschlang, das erst meine Kindheit und Jugend und jetzt auch noch das junge Erwachsenenleben zweier Menschen ruiniert hatte. Und mir wurde klar, dass ich außer der notwendigen Trennung nur noch die Wahl hatte, entweder auf irgendeine Weise meinem Leben ein Ende zu setzen oder das Udenkbare zu tun. Im vollen Bewusstsein, damit das Leben zu zerstören, das ich in den letzten Jahren geführt hatte und jeder normale Mensch dankbar gelebt hätte, entschied ich mich für das Udenkbare.

Diesmal ging ich sinnvollerweise gleich zu einer Ärztin und Therapeutin, die auf Fälle wie meinen spezialisiert war. Die allerletzte Idee, auf die ich in dieser Lage gekommen wäre, war es allerdings, Hilfe bei meiner Kirche zu suchen. Dort gab es Anfang der 1990er Jahre für Menschen wie mich kaum etwas Konstruktives zu erwarten. Das Ergebnis der Sitzungen bei der Therapeutin und einem weiteren Facharzt fiel eindeutig aus: seit der Kindheit bestehende primäre Transsexualität, keine sonstigen psychischen oder physischen Erkrankungen, austherapiert, sehr hoher Leidensdruck. Meiner Therapeutin blieb nur noch, mir dabei zu helfen, mich endlich selbst zu akzeptieren, mich auf dem Weg zum Leben einer Frau zu begleiten, und jetzt das anzugehen, was besser schon zwanzig Jahre vorher passiert wäre. Der Tag, an dem ich operiert wurde, war der glücklichste Tag meines Lebens. Es folgten Namens- und Personenstandsänderung sowie viele weitere schmerzhaft Operationen und Behandlungen. Aber das nahm ich mit Freude hin, denn mein Problem war gelöst. Und in den 30 Jahren, die seitdem vergangen sind, habe ich mich kein einziges Mal fragen müssen, ob die Entscheidung richtig war – geschweige denn, dass ich sie in irgendeiner Weise bereut hätte. Die Geschlechtsangleichung hat mir zweifelsohne das Leben gerettet.

Im Gegensatz zu vielen anderen Betroffenen, die auf diesem Weg alles und alle verloren, hatte ich in meinem Umfeld Glück. Bis auf zwei männliche Freunde wandte sich niemand von mir ab, nicht einmal meine Ex-Partnerin, die trotz der Trennung bis heute einer der wichtigsten Menschen in meinem Leben ist. Auch viele gute Freundschaften aus unserer gemeinsamen Zeit halten immer noch an. Selbst beruflich ging es gut. Seit meinem Ersten Theologischen Examen war ich in einem Projekt an einer Theologischen Fakultät tätig. Einige Theologieprofessoren lachten nach meiner Angleichung zwar hintenherum über mich oder äußerten mit vorgehaltener Hand ihre Missbilligung, direkt aber verhielt sich mir gegenüber niemand ablehnend und meine eigenen Vorgesetzten standen hinter mir. Die Universität als staatliche Institution musste sich ohnehin an die Gesetze halten und machte keine Schwierigkeiten.

Das, was heute zurecht als Diskriminierung gesehen wird, habe ich nur von einer Seite erlebt, und zwar erwartungsgemäß von meiner Kirche. Im Gegensatz zur außerkirchlichen

Welt, wo Transsexuelle und ihre Ärzte fast täglich durch die billigen Talkshows von Fliege, Meiser, Christen & Co. geisterten und selbst meine 80-jährige, mit beginnender Demenz geschlagene Nachbarin durch ihre höchst seriöse Zeitung darüber informiert war, dass es so etwas wie mich gibt und Betroffene rein gar nichts dafürkönnen, war das für meine Kirche eine sensationelle Novität, die ihre theologischen Grundfesten erschütterte. Und ausgerechnet ich war wohl die erste Theologin aus eigenem Haus, die dieser Kirche nun bekanntmachen durfte, dass Menschen wie ich existieren, denn mein Vertrag an der Universität lief aus, ich musste ins Vikariat und wollte mein Zweites Theologisches Examen hinter mich bringen. Daraus wurde natürlich nichts.

Ich hatte zwar schon vor meinem Coming Out bei einem vertrauenswürdigen Oberkirchenrat angekündigt, was geschehen würde, und er hatte versprochen, sich der Sache anzunehmen, wenn es so weit sei, aber jetzt musste ich wegen des Vikariats ins Ausbildungsreferat und alles offenlegen. Der dafür zuständige Oberkirchenrat behandelte mich zunächst zwar so charmant, wie reifere Herren mit nicht ganz unattraktiven jungen Frauen umzugehen pflegen; das änderte sich aber schlagartig, als ich ihm nach einer herausgewürgten Einleitung die Gerichtsbeschlüsse nach dem sogenannten Transsexuellengesetz übergab. Sichtlich geschockt hielt er mir – als ob diese Theologie in der jüngsten deutschen Kirchengeschichte nicht schon genug Schaden angerichtet hätte – die Schöpfungsordnungen vor und stellte mich vor die Frage, was ich mir eigentlich vorstellen würde, wenn das, ja das!, jemand merkt.

Und dann meinte er, wenn überhaupt etwas ginge, müsse ein theologisches Gutachten her. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, was die damaligen systematischen Theologen, gänzlich frei von Sachkenntnis, am besten noch ein alternder Neulutheraner, in einem theologischen Gutachten dazu zu sagen gehabt hätten. Das war genau das, was ich nach einer verpfuschten Kindheit und Jugend, sechs Jahren Seelsorge, zwei Psychotherapien, sieben Operationen, vier medizinischen Gutachten und zwei Gerichtsverfahren unbedingt brauchte: meine Existenz jetzt auch noch theologisch begutachten zu lassen und rechtfertigen zu müssen. Auf dem Gang hieß es schließlich noch, da habe der Staat ja mal wieder was gemacht, ohne die Kirche vorher zu fragen! Ja, da war der Staat mal klüger als die Kirche und hatte das einfach gemacht. Genauer gesagt allerdings nur deshalb, weil ihn dank meiner tapferen transsexuellen Vorgängerinnen das Bundesverfassungsgericht dazu gezwungen hatte.

Letzteres hatte dank Tendenzrecht in der Kirche aber nichts zu sagen. Wie versprochen schaltete sich immerhin der von mir zuvor konsultierte Oberkirchenrat ein. Es setzten energiegeladene Verhandlungen ein, an deren Ende der in »problematischen Fällen« damals übliche »Kuhhandel« stand: Unter der Voraussetzung, dass ich auf Vikariat und Verbeamtung verzichtete, wollte man mich als Angestellte übernehmen und mich wie bisher in der Wissenschaft einsetzen. Daraufließ ich mich ein. Damals war ich dafür sogar noch außerordentlich dankbar, hatte ich doch in meiner Selbsthilfegruppe die beruflichen Totalabstiege anderer Betroffener vor Augen. Dass ich ziemlich genauso behandelt wurde wie kirchliches Personal, das sich echter Vergehen schuldig gemacht hatte und auf irgendwelche Posten gesetzt wurde, wo man die Betroffenen nicht sah und sie keinen weiteren Schaden anrichten konnten, nahm ich nicht wahr.

Sechs Jahre später sah sich die Kirchenleitung an den ›Kuhhandel‹ nicht mehr gebunden. Obwohl die Synode Entlassungen ausgeschlossen hatte, wurde mir im Alter von vierzig und nach insgesamt weit mehr als zehn Jahren im theologischen Dienst eröffnet, man habe leider beschließen müssen, das Beschäftigungsverhältnis zu kündigen, weil man aufgrund der angespannten Haushaltslage nun kein Geld mehr habe. Mir wurde eine Abfindung angeboten, von der ich ja noch irgendetwas anderes studieren könne. Trotz tausender Seiten theologischer Publikationen hielt man mich nicht einmal für qualifiziert, wenigstens noch auf irgendeiner subalternen und schlecht bezahlten Stelle im kirchlichen Dienst zu arbeiten. Und Mitarbeitervertretung und Frauenbeauftragte erklärten mir kurzerhand, da sei man nicht zuständig. Wofür denn sonst?

Daraufhin stellte ich erneut einen Antrag auf Übernahme ins Vikariat, der nicht beantwortet wurde. Nach Protesten aus Wissenschaft und Kirche wurde mir aber doch nicht gekündigt. Und wieder war ich dankbar, zumal ich mit dieser Lösung ja auch nicht schlecht lebte. Welche Folgen das Verhalten der Kirchenleitung hatte, merkte ich erst später: Ich wurde als Fall behandelt, als Schaden für die Kirche, den man besser nicht auf ihre Mitglieder loslassen sollte. Mir wurde jede kirchliche Laufbahn versperrt, auf kirchliche Stellen bewerbungsfähig war ich auch nicht. Erst heute erkenne ich, was damals geschehen ist: Einer jungen, gesunden und leistungsfähigen Frau wurden der Abschluss ihrer Ausbildung und der Zugang zum Beruf unmöglich gemacht, und zwar aus einem einzigen Grund, nämlich ihrer längst abgeschlossenen transsexuellen Vergangenheit. Persönliche Vorwürfe mache ich den Beteiligten allerdings nicht. Viel zu lange habe ich selbst so gedacht und als »normaler« Mensch hätte ich mich in kirchenleitender Verantwortung unter den damaligen Bedingungen wohl kaum anders verhalten.

Trotz alledem habe ich seither meinen Weg gemacht, und das nicht schlecht. Aber ist angesichts dieser Biographie überhaupt noch etwas von meinem Glauben übriggeblieben? In einer eher diffusen Form schon. Ich kann zwar für mich persönlich keine feststehenden religiösen Bekenntnisse mehr abgeben, habe aber noch eine Hoffnung, die der christlichen und speziell der lutherischen Tradition verpflichtet ist. Darüber hinaus pflege ich eine – freilich gewagte und sehr subjektive – Interpretation insbesondere meiner Trans-Historie. Manchmal denke ich nämlich, dass ich gerade auf diesem Weg, für den ich meinen kruden Glauben über Bord werfen und mein Schicksal selbst in die Hand nehmen musste, genau das erleben konnte, was mir ausgerechnet der evangelikale Vereinschef nach meinem Austritt noch geschrieben hatte: Ich solle doch, riet er seinerzeit, jetzt mal besser auf eine praxis pietatis verzichten und einfach nur »Gott von unten« erleben.

Gelegentlich meine ich, dass ich dieses »Gott von unten« wirklich erlebt habe. Zum Beispiel in den Stunden, in denen ich in Narkose war und nach mehr als 20 Jahren Elend glücklich die werden durfte, die ich nun mal bin. Und während ich da so lag, von mir aus rein gar nichts tun konnte und ein katholischer Kardinal durch die Welt posaunte, Menschen wie ich kämen zusammen mit Schwulen und Lesben allesamt in die Hölle, zu der uns die Kirche unser Leben auf Erden fast 2000 Jahre lang ohnehin schon machte, mag sich Gott ja möglicherweise gedacht haben, die hat nun genug religiösen Quatsch gemacht, um mir zu gefallen, der tue ich jetzt mal was Gutes und sie kapiert dann vielleicht doch nochmal, dass sie für mich kein Gräuel ist, son-

derm dass ich für sie da bin – ganz egal, was sie ist und meint, glauben zu müssen. Aber das ist natürlich wieder nur ein dummer Kinderglaube. Ein Glaube allerdings, den ich als Transkid, als Transjugendliche und selbst noch als erwachsene Frau gut hätte gebrauchen können. Ganz im Gegensatz zu dem Glauben, den ich tatsächlich hatte.